



Kuba gehört uns!

Die Bevölkerung auf der Karibikinsel sieht dem Wandel und dem neuen Verhältnis zu den USA mit Selbstbewusstsein entgegen. Eine Reportage von Matthias Herold (Text) und Esa Wüllner (Fotos)

Seit den simultanen Reden von Raúl Castro und Barack Obama am 17. Dezember 2014 nähern sich Kuba und die USA an. Ein Ausdruck ist die wachsende Zahl von US-Touristen. Impressionen von einer Kuba-Reise rund um den Amtsantritt des neuen US-Präsidenten Donald Trump.

Die Reiseportale sind sich einig: Noch einmal nach Kuba fliegen, bevor der Sozialismus zusammenbricht. Mitunter ist man schon überzeugt, dass es jetzt auf der Insel von Nordamerikanern nur so wimmelt, die alles schon beherrschen. »Warten wir mal ab, was Trump aus Kuba macht!« – eine Stimme per Facebook.

Als wir auf Teil 3 des Internationalen Flughafens »José Martí« Havannas landen, stehen dort wirklich drei Maschinen kleinerer Flugunternehmen aus Miami, Tampa und New Jersey. In der Abfertigungshalle ein lautes spanisch-englisches Stimmengewirr. Auf der Fahrt von Boyeros zum Platz der Revolution, in dessen Nähe wir mehrere Wochen im Haus unserer Freunde wohnen, nehmen uns gleich das tropische Klima – die 30 Grad Wärme nach drei Grad in Berlin und der tiefblaue Himmel – gefangen. Genauso wie der dichte Straßenverkehr, die vielen Autos – meistens noch sowjetische Ladas, aber auch Hyundais, Toyotas, Renaults, weniger die legendären Cadillacs aus den Fünfzigern, wie sie uns stets in Filmberichten vor baufälligen Häuserzeilen gezeigt werden.

»Man kann jetzt Zement und Farbe kaufen«

Unübersehbar auch die großen kubanischen Fahnen entlang der breiten Chaussee. Riesige Plakate zeigen Kinder, Arbeiter im Zuckerrohrfeld, Menschen im Arztkittel und in Militäruniformen. »Cuba es nuestra« – Kuba gehört uns, steht darauf in großen Buchstaben oder »Todo para nuestra patria!« – Alles für unser Vaterland! Seltener – wie früher – Fidel Castro und Che Guevara. Demonstrative Vorbereitung auf Trumps Kuba-Politik?

Havanna verändert sich zusehends. Seit unserem letzten Besuch vor zweieinhalb Jahren fallen allorts frische Farben zwischen noch maroden Häuserzeilen auf, Gerüste an Eingängen und Balkons. »Man kann jetzt Zement und Farbe kaufen«, sagt uns Elena Guerra, die mit ihrer Familie ein eigenes Haus im Stadtteil Cerro bewohnt. Über 80 Prozent der Wohnungen in Kuba sind in Privatbesitz. Die revolutionäre Regierung hatte 1960 mit der Wohnungsreform festgelegt, dass nach 20 Jahren Mietzahlung die Wohnungen den Mietern gehören. Viele davon machen jetzt ihre Unterkünfte fein, um Zimmer an Touristen vermieten zu können. Das bringt Geld, vor allem die heiß ersehnte CUC (an den Dollar gebundene konvertible Währung), für die man im Lande so gut wie alles kaufen kann.

Wie Pilze sind die Paladares, die privaten Restaurants, aus dem Boden geschossen. »Bei uns können sie die karibische Küche genießen, von der Hausfrau selbst gekocht und sehr preisgünstig«, war eine der Offerten, die meist junge Männer vor den Eingängen den Passanten feilbieten. Für den Snack beim Stadtbummel sorgen Stände, an denen man Perrocalientes (Hotdogs), Bocadoitos (Schinken-Käse-Sandwiches), Pizzas, frisches Gebäck und eiskalte Säfte kaufen kann – für CUC und den nicht konvertiblen Kubanischen Peso (CUP). Vor allem in der wunderschön restaurierten Altstadt stößt man in vielen Hauseingängen auf kleine Geschäfte mit Kunsthandwerk und Souve-

nirs. »Unsere ganze Familie ist an der Herstellung der Malereien, Puppen, Kleider, Holz- und Muschelarbeiten beteiligt«, erklärt uns stolz eine der Verkäuferinnen.

Zum neuen Straßenbild der Hauptstadt gehören auch die fahrenden Händler mit Obst, Gemüse, Blumen, Getränken. Ihre lauten, melodischen Rufe vor dem Haus unserer Freunde wecken immer wieder unsere Neugier.

Neu für uns waren die Scharen zumeist junger Leute mit Cellularen (Smartphones) vor Hotels und anderen Einrichtungen mit WLAN. Wie bei uns informieren sie sich vor allem gegenseitig über Fiestas (Partys), neue Filme oder Auftritte beliebter Rock- und Popbands. Bands wie »Buena Fe« füllen an den Wochenenden große Plätze begeistert mitsingender und tanzender Jugendlicher.

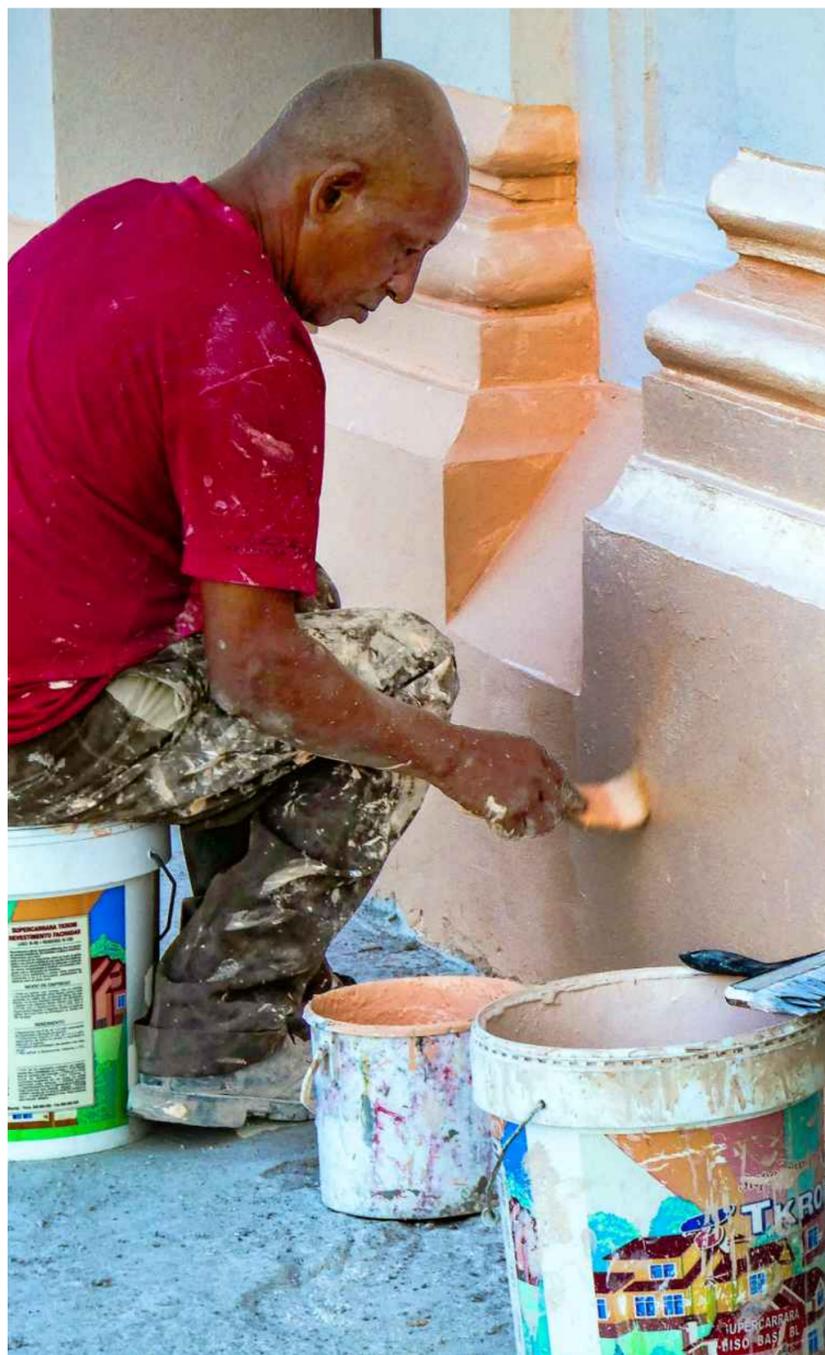
Sanierte Hauptstraßen für Obama

Auffällig sind beim Autofahren durch die 2,2-Millionen-Metropole die durchgängig sanierten Hauptstraßen ohne die bisher markanten Schlaglöcher. »Vor dem Obama-Besuch wurden rund um die Uhr seine geplanten Fahrwege zu den Gesprächen, Besichtigungen oder zum Baseball-Stadion repariert«, erinnert sich der Taxifahrer René Olivera. »Davon profitieren wir bis heute.«

Eine absolute Überraschung ist das nunmehr blendend weiße Gran Teatro, das rundum sanierte Große Opern- und Ballett-Theater am Zentralpark, das jetzt den Namen der legendären Primaballerina Alicia Alonso (92) erhielt. Eintrittspreis für die Kubaner 25 CUP (ein Euro). Wir Berliner erleben für je 30 Euro einen faszinierenden Abend voller Beifall der Havannaer Ballettfans. Neben wartet das Capitolio, der 1929 errichtete Abklatsch des Washingtoner Capitol, nach jahrelanger aufwändiger Sanierung auf seine Wiedereinweihung 2018 als neuer Sitz des Parlaments – zum 500. Gründungstag der kubanischen Metropole. Zur Silhouette dieser Tage gehören in Havanna riesige Baukräne, die neue Hotels und Wohnhochhäuser errichten. Allorts auf den Straßen trifft man Bauarbeiter. Gärtner pflegen die Grünanlagen.

Geht man offenen Auges durch Havanna, so sieht man hin und wieder T-Shirts oder Jeans mit USA-Emblem. Bewusste Demonstration? In manchen Wohnungen hängen Freiliche der Päpste, die Kuba besuchten. Auf der riesigen Freiläche vor der jetzigen USA-Botschaft an der Uferpromenade Malecón – noch vor zwei Jahren »antiimperialistischer Kampfplatz« – ist es ruhig geworden. Die riesigen martialischen Losungen und die dichte Wand kubanischer Fahnen sind verschwunden.

Die überraschende Nachricht, dass Barack Obama in seinen letzten Amtstagen das Gesetz liquidierte, das kubanischen Flüchtlingen Sonderrechte und Vergünstigungen gegenüber denen anderer Staaten einräumte, bezeichneten die meisten Befragten als positiv. »Jetzt werden sie nicht mehr unsere Ärzte mit hohen Gehältern, Nobelwohnungen und großen Autos abwerben«, so sieht es Ismael García, ein 78-jähriger pensionierter langjähriger Diplomat. »Jetzt werden die nach den USA Ausreisenden genau so hart behandelt wie die Mexikaner oder Haitianer. Nun wird man sich das überlegen.« Eigentlich sei Obama damit dem neuen Präsidenten Donald Trump entgegengekommen, der ja die USA gegen Flüchtlinge abschotten wolle. »Mal sehen, wie Trump sich Kuba gegenüber verhalten wird.«





setzt er hinzu. »Die kubanische Revolution hat seit 1959 elf Präsidenten in Washington überlebt, auch vor dem neuen haben wir keine Angst.«

Vor allem besser leben

Der 30-jährige Arley Perez Almario denkt nicht an eine Ausreise in die USA. Er ist Ingenieur im BioCen, einem Betrieb für biologische Pharmazutika in der Stadt Bejucal südlich Havannas. »Wir müssen jetzt vor allem schnell unsere Wirtschaft vorwärtsbringen. Unsere Firma arbeitet schon mit internationalen Unternehmen zusammen. Kürzlich war eine Expertengruppe aus Deutschland bei uns.« Im Namen von »90 Prozent der jungen Kubaner« meint der Sohn einer Bauernfamilie aus dem Dorf La Salud sagen zu können: »Wir wollen vor allem ein besseres und leichteres Leben.« Hinzusetzen aber soll ich: »Auf alle Fälle aber muss Kuba uns Kubanern gehören. Die Nordamerikaner können kommen, aber nur als Touristen und als faire Handelspartner. Auch Trump werden wir als Gast begrüßen, aber eben nur als Gast!«

Man könnte meinen, allein in Havanna und Umgebung gute Fortschritte bei der »Aktualisierung des Wirtschaftsmodells« beobachten zu können. Historiker behaupten, Fidel Castro habe nach dem Sieg der Revolution 1959 bewusst die noble Hauptstadt vernachlässigt, weil hier das konservative Bürgertum, die reichen Unternehmer, die Anhänger der Batista-Diktatur das Sagen hatten. Hier waren Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur konzentriert. Die meisten Veränderungen setzte Castro erst einmal auf dem Lande durch, wo Tausende Schulen, Krankenhäuser und Kulturzentren errichtet wurden. Die meisten Touristen aus aller Welt – 2016 waren es mehr als vier Millionen, allein rund 170 000 aus Deutschland – machen aber auch Rundreisen über die 1200 Kilometer lange Insel.

Als wir mit dem Lada unserer Freunde westwärts über die breite Autopista rollen, sehen wir zu beiden Seiten große Felder der Cooperativas, der in Genossenschaften zusammengeschlossenen Bauern. »Zeigt uns doch mal die Marabu-Sträucher, die die Felder verwüsten«, baten wir unsere Freunde. »Die werden jetzt massiv ausgerottet«, war die prompte Antwort. »Seht ihr dort den Traktor mit der Egge, wo gerade Land wieder für Gemüse und Obstplantagen freigemacht wird?« Aber, so hörten wir zum ersten Mal, die heimtückische Marabuwurzel bringe auch Devisen für Kuba: Sie ist zu einer in der Türkei und sogar in den USA sehr gefragten, hochqualitativen Holzkohle geworden.

Steinhäuser statt Holzhütten

Die Zafra, die Zuckerrohrernte, läuft auf der Insel auf Hochtour. Die kubanischen Medien prognostizieren für 2017 hohe Erträge. Auch für Tabak soll das Klima in den vergangenen Monaten sehr günstig gewesen sein. Leonardo Falcon Fernández ist voller Zuversicht: »Das wird ein gutes Tabakjahr!« Der 55-jährige Bauer führte uns in sein großes Tabakhaus neben seinen zehn Hektar Feldern nahe der Stadt Viñales, die weltweit einen guten Ruf als Anbaugebiet für den besten Tabak hat. In den 80er Jahren hatte Leonardo in Leipzig Maschinenbau studiert, musste aber den Bauernhof seines Vaters übernehmen, der ein Vierteljahrhundert Vorsitzender der Kooperative gewesen ist. 90 Prozent der geernteten 50 000 Tabakpflanzen

verkauft er an den Staat, aus dem Rest lässt er die begehrten Cohibas und Partagas für private Käufer drehen. »Ich weiß, dass meine Felder vor der Revolution Teil einer riesigen Länderei eines privaten Großgrundbesitzers waren, dessen Enkel in Miami leben und darauf warten, den Besitz zurückzubekommen«, sagte er uns mit erhobener Stimme. »Das werden wir niemals zulassen, das ist und bleibt unser Boden!« Jetzt komme es aber für die kubanische Landwirtschaft darauf an, intensiver zu produzieren. »Das, was wir auf den Bauernmärkten anbieten – ich unter anderem auch schwarze Bohnen, Süßkartoffeln, Yucca (Maniok) und Gemüse – reicht noch nicht aus und ist alles noch viel zu teuer.«

Dass es den Bauern immer besser geht, beweisen die neuen, meist weiß gestrichenen Steinhäuser in den Dörfern. Nahezu alle traditionellen »Bohios«, die mit Palmstroh gedeckten ärmlichen Holzhütten ohne Strom und Wasseranschluss, die wir noch in den 90er Jahren überall sahen, sind verschwunden.

Viñales inmitten einer der schönsten, von der UNESCO 1999 mit dem Titel »Kulturlandschaft der Menschheit« ausgezeichneten Gegenden Kubas ist seit unserem letzten Besuch nicht wiederzuerkennen. Restaurants, Cafés, Bars, Geschäfte, bunte Märkte sind voller Touristen. Viele bleiben gleich ein paar Tage in den hübsch hergerichteten Ferienwohnungen oder Zimmern. Die Besitzerin unserer »Casa Marlene« ist eigentlich von Beruf Lehrerin. Mit den Mieteinnahmen verdient Maylen Dovale jetzt viel mehr als ihr Ehemann, der der Generaldirektor für den öffentlichen Transport in der Provinz Pinar del Rio ist, und dies in konvertiblen CUC.

»Hier hat keiner Angst vor Trump«

Als wir uns am 2. Januar in den Zug Zehntausender Kubaner über den Platz der Revolution zum 58. Jahrestag des Sieges der Rebellenarmee Fidel Castros einreihen, blickten wir in die Augen der vielen Menschen, meistens junge, weiße, schwarze, braune, Eltern mit ihren Kindern auf den Schultern, lauschten ihren Gesprächen, hörten ihre Sprechchöre und revolutionären Lieder. »Yo soy Fidel« (Ich bin Fidel) stand auf Plakaten und auf Stirnbändern. Die meisten Demonstranten strahlten Zuversicht und Fröhlichkeit aus, winkten temperamentvoll Präsident Raúl Castro auf der Tribüne unter dem Denkmal des Nationalhelden José Martí zu.

»Unser Leben verbessert sich, aber noch zu langsam«, fasst Elena Guerra aus dem Stadtbezirk Cerro die Meinung vieler Kubaner zusammen. »Noch leiden wir unter der USA-Blockade, verfolgen etwas beunruhigt die Politik von Präsident Trump. Aber hier hat keiner Angst vor ihm. Bürokratie und schleppende Entscheidungen vor allem in der Wirtschaft bremsen noch ein schnelleres Vorankommen. Wir müssen aufpassen, dass die seit Jahrzehnten hart erprobte Geduld unseres Volkes nicht über Gebühr strapaziert wird.«

Matthias Herold war von 1975 bis 1982 Korrespondent der DDR-Nachrichtenagentur ADN und des »Neuen Deutschland« in Havanna. Freunde, die er aus dieser Zeit kennt, besucht er seit 1990 regelmäßig.

Esa Wüllner war Ende des vergangenen Jahres in Kuba unterwegs und hat dort den Alltag beobachtet.

